

Tragöde Adams.

Von Henry F. Urban.

Morris Abramson, der dicke Theaterdirektor, saß in seiner engen, schäbigen, verstaubten Kanzlei vor dem schmutzigen Schreibtisch und zählte schmerzlich Dollarnoten, als es klopfte. „Herein!“ rief Abramson. Niemand öffnete die Thür. „Herein!“ brüllte er. Jetzt öffnet sich die Thür zur Kanzlei des Gewaltigen. Es erschien ein junger, dürrer Mann mit einem riesigen Stieghaken und mit schwarzen Waden ein langes, melancholisches Gesicht herum. Das Gesicht war sehr blaß. Es hatte eine spitze Nase mit merkwürdig weiten Nasenlöchern, und die Augenbrauen über den kleinen schwarzen Augen standen auffallend hoch. Das gab dem dürreren jungen Mann einen Ausdruck, als ob er unausgesetzt etwas Uebles räche, ohne zu wissen, wo es herkam. „Sie wünschen?“ meinte der Gewaltige und zählte emsig seine Dollarnoten weiter.

„Mein Name ist Fred. Weber. Für die Bühne nenne ich mich aber Horatio Adams. Ich bin nämlich Tragöde. Hier ist ein Brief für Sie von Herrn Charles Barger, den Sie ja wohl kennen.“ Der Gewaltige nahm den Brief und deutete auf einen schäbigen Holzstuhl. Fred Weber setzte sich und fiel mit dem Stuhl auf den Boden, denn der Stuhl hatte nur drei Beine. „Oh, entschuldigen Sie!“ sagte der Gewaltige freundlich. „Ich dachte, es wäre der Stuhl mit vier Beinen. Nehmen Sie den da drüben, der hat vier Beine.“ Dann las er weiter.

Fred Weber sagte: „O bitte — es macht nichts!“ klopfte sich die Kleidung ab und nahm den Stuhl mit vier Beinen.

„Hm!“ meinte der Gewaltige. „Sie wollen also zum Theater, und ich soll Ihnen eine Stellung in einer meiner Gesellschaften geben?“ „Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie einen Anfänger — von dem man sagt —“

„Ja, so leicht geht das nicht. Was können Sie denn?“ „Ich war auf der dramatischen Akademie, die ich mit größtem Erfolg absolvierte. Hier ist das Zeugnis.“ „Schon gut, schon gut. Brauche ich nicht. Praxis ist die Hauptsache, junger Mann — Praxis!“

„Ich weiß. Ich hörte, daß Sie eine Gesellschaft mit Hamlet in die Provinz schicken wollen. Da nun Hamlet meine beste Rolle ist und meine Lieblingsrolle —“ Der Gewaltige lachte laut auf. „Wo denken Sie hin? Sie müssen von unten anfangen. Kommen Sie morgen wieder, und ich will sehen, ob ich einen Platz für Sie habe. Guten Morgen!“ Er reichte ihm das fette Händchen und ergriß mit der Rechten ein neues Bündel Dollarnoten. Der Tragöde erhob sich, bedankte sich für die freundliche Aufnahme und ging. Er begab sich sofort zu seiner Braut, der kleinen blonden Gertrude mit den weichenblauen Augen, die bei ihrer halbtauben Großmutter auf der Ostseite von New York wohnte, nahe dem East River, wo die armen Leute hausen.

Sie wohnte im vierten Stock in einer bescheidenen Wohnung, die nur eine Küche, ein kleines Schlafzimmer und ein Wohnzimmer mit dunkelroter Tapete umfaßte.

„Gertrude“, sagte er, und umarmte das liebe Geschöpfchen, „denke Dir, ich werde wahrscheinlich eine Stellung bei Herrn Morris Abramson bekommen.“ „Was sagt er?“ fragte Großmutter, die Hand an das Ohr legend, das sich auf Freds Seite befand. „Er wird eine Stellung bei Herrn Morris Abramson bekommen!“ zirpte Gertrude mit erhobener Stimme der Großmutter ins Ohr. Die Großmutter verstand sie nicht.

„Ich werde eine Stellung bei Herrn Morris Abramson bekommen, dem großen Theaterdirektor!“ brüllte ihr Fred ins Ohr. Die Großmutter lächelte.

„Das wäre ja schön!“ meinte sie. „Als Hamlet?“ „Nein, etwas anderes. Ich weiß noch nicht. Ich muß morgen wieder hin!“ Am nächsten Vormittag kam er wieder zu Gertrude, ganz niedergeschlagen.

„Du hast die Stellung nicht bekommen?“ fragte Gertrude. „O ja — aber es ist nicht das, was ich hoffte. Ich werde nicht in einem ersten Stück beschäftigt, sondern in einer neuen Posse. Der Schwerenöther Smith“, der die Treppe hinuntergeworfen wird, und zwar mit einem Trift. Es ist schändlich, geradezu schändlich!“ Er nahm einen Stuhl, den er zunächst auf seine Würdigkeit hin unterzucht, und setzte sich. Seit seiner trüben Erfahrung in der Kanzlei hatte er ein Mißtrauen gegen Stühle. Er sah noch melancholischer aus als sonst. Er schien noch mehr als sonst etwas Uebles zu riechen, das er nicht finden

konnte. Großmutter bekam die Geschichte ins Ohr geschrien. „Aber warum wirst Du die Treppe hinabgeworfen?“ fragte Großmutter. „In dem Zimmer, in das ich einbringe“, schrie Fred, „ist Herr Smith, der Schwerenöther, mit einer reizenden jungen Dame. Herr Smith ist verheiratet, ver-hei-rahtet, aber nicht mit dieser jungen Dame.“ „Entsetzlich, ganz entsetzlich! So was kam zu meiner Zeit nicht vor. Oder, wenn es vorkam dann wurde der andere dafür die Treppe hinuntergeworfen. Und wieviel bekommst Du dafür?“

„Zehn Dollars die Woche!“ brüllte Fred. „Zehn Dollars?“ sagte die Großmutter lächelnd. „Nun, dafür —“ „Zehn Dollars!“ rief Gertrude erstaunt. „Das ist wenig!“ „Gewöhnlich, wenn man rausgeworfen wird, triegt man gar nichts!“ opponierte Großmutter freundlich. „Und dann, mein lieber Fred, ist das noch besser, als wenn Du als Hamlet fortwährend todtgestochen wirst.“

„Aber was werden meine Freunde sagen, wenn sie mich in dieser demütigenden Rolle sehen, mich, von dem sie als Hamlet soviel erwarteten? Allmeint, ich wäre der ideale Hamlet: Welche Enttäuschung!“ „Ja, es ist schlimm!“ sagte Gertrude seufzend. „Ich hatte mich so darauf gefreut, Dich bewundern zu können. Ich hörte schon den drohenden Beifall, den man Dir nach dem „Sein oder Nichtsein“ spendete. Ich sah Dich schon die riesigen Rosensträuße und Lorbeerkränze entgegennehmen.“

„Von denen wir die meisten selbst bezahlen!“ schaltete Fred ein. „Und ich war so stolz auf Dich, wie ich so in der Loge saß in meiner dunkelroten Seidentaille, die Du so liebst. Und ich sah mich glückselig und um, als müßte mich jedermann ansehen, daß ich Deine Verlobte bin. Und ich warf Dir ein kleines, billiges Weichensträußchen auf die Bühne, und Du hobst es auf und küßtest es und verbeugtest Dich vor mir, und alle Leute sahen auf mich und sagten: es muß seine Braut sein! Die Glückliche! Und nun wirst Du die Treppe runtergeworfen und bekommst einen Trift! O Gott!“ Die Thränen kamen ihr in die Augen. Fred seufzte und wühlte verzweifelt in den dunklen Loden.

„Wenn es nicht wegen der zehn Dollars wäre und um überhaupt einmal anzufangen, würde ich die gemeine Rolle Herrn Morris Abramson an den Kopf!“ rief er wütend. „So ist's wohl besser, ich behalte sie.“ Und er behielt sie. Jeden Tag ging er zur Probe, bis der Abend der ersten Aufführung kam. Fred Weber war am Nachmittag bei Gertrude gewesen und hatte ihr ein Logenbillet gebracht. Er war nicht im geringsten aufgeregt — merkwürdigerweise.

„Bist Du gar nicht aufgeregt, fragte Gertrude. „Ich bin so aufgeregt.“ „Warum sollte ich?“ versetzte Fred ruhig. „Die Rolle ist zu albern, zu dumm, um eine Aufregung zu rechtfertigen.“

„Du hast recht! Ich wäre auch nicht aufgeregt, wenn ich Dich nicht so liebe, Fred. Ich würde auch gar nicht hingehen, der Bekannten wegen. Weil ich mich schäme. Aber ich möchte doch mit meiner dunkelroten Seidentaille in der Loge sitzen.“ Großmutter blieb zu Hause. Erstens hörte sie ja doch nichts, und dann war sie zu alt und unbeholfen für weite Wege. Ueberdies sollte sie sich vor Aufregung hüten.

Also am Abend saß Gertrude wahrhaftig in der Loge, viel zu früh, mit dem Programm im Schooß. Sie hatte die berühmte Seidentaille an und weiße Handschuhe, und vor Aufregung puzte sie sich fortwährend mit ihrem Wattebäuschchen das Käschchen. Ihr feines Gesicht mit der zarten glatten Haut war leicht gerötet. Das üppige, silberglänzende Blondhaar umgab sie mit einem Glorienschein. „Sie sieht sehr niedlich aus!“ sagten die Bekannten unter den Zuschauern. „Und wie aufgeregt das arme Ding ist!“ Und immer wieder richteten sich die Operngläser auf Gertrude. Immer wieder las sie das Programm. Ach, ganz unten, zu unterst, stand zu lesen: ein stummer Kellner — Horatio Adams. Und das Orchester hörte auf zu spielen, irgendwo auf der Bühne erscholl eine feine schwirrende Klingel, und der Vorhang schwebte surrend in die Höhe. Es wurde dämmerig im Zuschauerraum. Alles versank in dieser Dämmerung. Nur Gertrudes Silberhaar schien aus der Dämmerung herauszu-leuchten. „Lieber Gott im Himmel“, betete Gertrude, „vergib nicht meinen Fred, Amen!“ Das Stück begann. Es war sehr schön und mächtig schön. Der Komiker, die Hauptperson des Ganzen, machte verzweifelte Anstrengungen, komisch zu sein. Doch Niemand wollte sich todtschlagen. Und er hatte doch noch kurz vor Beginn der Vorstellung zu den Kollegen und Kolleginnen gesagt: „Kinder, heute erlinge ich den Erfolg meines Lebens!“ Dann trat Fred auf, der

stumme Kellner. Gertrude erkannte ihn nicht sofort, so verändert sah er aus. Das sollte ihr Fred sein, dieser Schafkopfer? Aber er war es wirklich. Warum lachte das Publikum nur? Lachte es über die tölpelhaften Sachen, die er machte? In der Loge, in der Gertrude saß, bemerkte ein Herr leise zu seinem Freund: „Sieh Dir bloß das Gesicht an. Hast Du schon so ein urkomisches Gesicht gesehen?“ Und er lachte.

Der andere flüsterte: „Er sieht aus, als röche er fortwährend einen Limburger und könnte ihn nicht finden. Zu unfall!“ Und er lachte. Der Vorhang schwebte surrend herunter. Milder Beifall. Es wurde mit einem Schlag hell im Theater. Gertrude seufzte. Der Herr neben ihr sagte zu seinem Freund: „Der stumme Diener ist die drolligste Figur im Stück. Wie heißt er?“ Er quakte ins Programm. „Horatio Adams.“ „Nie von ihm gehört!“ meinte der Andere.

„Muß ein neuer sein.“ „Scheint so! Aber hat Talent zum Komiker. Natürliche, angeborene Komik. Meinst Du nicht auch?“ „Ganz meine Meinung!“ Gertrude ließ sich die Lippen. Ach — wo blieb Hamlet? Hinter der Bühne in seiner Garderobe fluchte der Komiker, daß die Gasflammen hin und her flackerten: „So eine verflixte Nacht! Dieser elende Kerl, dieser — wie heißt er? — dieser Adams, verpflucht mir ja den ganzen Abend!“

Zweiter Akt. Die Bühne zeigte eine Wendeltreppe, die von einem weiter oben befindlichen Gang im Hotel in eine Art Vestibül hinabführte. Der stumme Kellner trat wieder auf, mit Gesichtsermpfangen. Er erschien, berichtete allerhand Dinge, ohne ein Wort zu reden, machte alles verkehrt, verschwand lautlos, erschien von Neuem. Immer höflich, immer die Ergebenheit selbst, bis er die Treppe hinaufsuchte und oben im Zimmer No. 9 verschwand, wo der Schwerenöther Smith wohnte, der einer reizenden Dame den Hof machte. Die Handlung ging inzwischen auf der Bühne ruhig weiter. Gertrude zermittelte nervös ihr Programm. Jetzt ruhte die peinliche Szene kommen, wo er hinausfloß, mit dem Trift. Wenn er sich etwas zuleide täte! Und sie müßte es mit ansehen. Das wäre furchtbar! Ganz furchtbar! Und dann entstand ein fürchterlicher Lärm in No. 9, und die Thür öffnete sich, und der stumme Kellner erschien mit einer Kanne in seinem Kragen und einem Stiefel in der Hand der Fradtschöke. Er flog auf den Gang hinaus und rutschte peitschschwind die ganze Treppe herunter, während die Herren auf der Bühne beiseite sprangen und die Damen freischrien, und dann kollerte er gleich weiter auf den Teppich und auf der anderen Seite zur Thür hinaus. Und alles lautlos, ergeben, als ob das zu seinen Pflichten gehörte, mit unangenehm komischem Gesichtsausdruck. „O Gott!“ rief Trude erschrocken. „Aber der Herr neben ihr schrie vor Lachen. Sein Nachbar schlug sich auf die Kniee, krümmt sich, wurde firsichroth im Gesicht und machte unausgesetzt „Hi-ha, hi-ha!“

Ein Lakoback brauste durch das Haus. Der Vorhang mußte immer von Neuem in die Höhe. Immer von Neuem mußte der Kellner heraus, inmitten der übrigen Darsteller. Gertrude dachte wieder an Hamlet. Aber sie freute sich doch, weil ihr Fred Erfolg hatte. Und als er einen Kuffinger in ihre Loge warf, wurde sie purpurroth und nicht, und der Herr neben ihr flüsterte seinem Nachbar zu: „Sie kennt ihn.“

Er sah Gertrude von der Seite an. Im Publikum richteten sich die Operngläser auf Gertrude. Für war es sehr unbehaglich. Sie mußte nicht, wohin sie blicken sollte. Am liebsten hätte sie weinen mögen, theils vor Freude, theils vom Scham, daß die Berge, die so gewaltig gekreist hatten, nun diese lächerliche Maus erzeugten — anstatt des Hamlet diesen albernem Kellner. Hinter der Bühne hatte der Komiker einen Tobsuchtsanfall. Er ließ den Direktor rufen und forderte Freds Entlassung, oder er würde gehen.

„Thut mir leid!“ sagte der fette Abramson. „Das Stück steht und fällt mit dem Kellner, Herr Adams klebt.“ „Schön!“ sagte der Komiker. „Dann bleibe ich auch!“ Darauf ging er zu Fred, nannte ihn „mein lieber, hoffnungsvoller Kollege“ und gratulierte ihm mit süßsaurem Gesicht.

Als die Vorstellung vorüber war, wartete Gertrude am Bühneneingang auf Fred. Er umarmte sie. „Darf ich Dir gratulieren?“ fragte sie zweiseitend. „Nein!“ sagte er. „Lieber nicht. Wozu? Wenn ich keine Beachtung gefunden hätte, dann wär's gut gewesen, dann wäre mir der Hamlet immer noch geblieben. Nun fürchte ich, ist's vorbei damit.“

Am nächsten Tage war in allen Zeitungen zu lesen, daß „Der Schwerenöther Smith“ ein glänzender Erfolg gewesen sei, und zwar in erster Linie infolge des Auftretens eines neuen, bisher völlig unbekanntem Komikers Namens Horatio Adams. So etwas Komisches habe man auf der amerikanischen Bühne lange nicht gesehen. Ganz New York strömte

ins Theater, um den stummen Kellner zu sehen, der so komisch die Treppe hinabfloß. Aber das war nicht alles. Die Berichterstatter, immer voll Begehrung nach dem Neuen, führten sich auf den neuen Stern am Theaterhimmel. Sie brachten sein Bild und seine Lebensbeschreibung. In den Läden, die Photographien von Berühmtheiten ausbilden, erschien sein Bild zwischen Lord Ritchener und Sarah Bernhard. Ein unternehmerischer Stiefelfabrikant brachte den Horatio Adams-Stiefel auf den Markt. Ein Fabrikant von Malzextrakt bot ihm 1000 Dollars, wenn er ihm eine schriftliche Erklärung gäbe, daß sein Malzextrakt allein Adams die Kraft verleihe, allabendlich die Treppe hinunterzusteigen. Ein anderer Fabrikant, der Fliesenpapier herstellte, benannte es nach ihm. Ein bekannter Komponist schrieb ein Musikstück, das er „Horatio-Phantasie“ betitelte, und worin er die berühmte Treppenszene aus „Der Schwerenöther Smith“ musikalisch-komisch schilderte. Die Komposition verkaufte sich glänzend. Der Verband der amerikanischen Kellner ernannte ihn zum lebenslänglichen Ehrenmitglied. Eine Kinematograph-Gesellschaft erwarb das alleinige Recht, die Treppenszene aufzunehmen und in den Tingeltangeln vorzuführen. Ja, er wurde sogar zu einem Sprichwort. Wenn jemand schilberte, wie irgend eine Person irgendwo besonders rapide hinausgeworfen worden war, so sagte er: „Er flog raus wie Adams!“

Sehr bald bekam Fred von dem vielen Treppenrutschen Beschwerden. Er ließ sich daher Blech in die Hofsegen und rutschte dadurch nur um so glatter und sicherer. Es rasselte und klackerte, wenn er die Treppe hinabstufte, und es gab einen Knall, wenn er unten anlangte, was die Komik am fünfzigsten Prozent erhöhte. Der Mann, der das Hofblech lieferte, zeigte das sofort allenfalls in den Zeitungen an und empfahl seine Ofentöhren daraufhin als die haltbarsten in der ganzen Welt. Als die 300. Vorstellung von „Der Schwerenöther Smith“ stattfand, wurde der 300. Hinauswurf Freds zu einer Art Volksfest gemacht, mit Kränzen und Blumen in die Fülle. Wieder sah Gertrude in der Loge, aber bereits als Frau Weber und in einem hocheleganten Kostüm, denn Freds fabelhaftes Gehalt hatte ihnen das gestattet. Und neben Gertrude saß Großmutter in einem schwarzen Seidentkleid aus dem Jahre 1860, und als Fred die Treppe hinabgefliegen kam, sagte sie lächelnd: „Er macht das sehr künstlerisch!“

„Ach ja!“ seufzte Gertrude. Und als sich New York an der Sache sattgesehen hatte, ging's auf Reisen durch die Vereinigten Staaten. Ueberall flog Fred die Treppe hinunter: in Chicago, Cincinnati, Minneapolis, Omaha, Salt Lake City, San Francisco, St. Louis, und was weiß ich, wo sonst noch. Und überall mit glänzendem Erfolg. Als die Gelbseudungen von Fred kein Ende nahmen, schüttelte Großmutter den Kopf und bemerkte: „Ich hätte nicht gedacht, daß sich die Kunst so begahlt. Mit seinem Hamlet ist's nun freilich endgültig Effig!“

„Ach nein — es war nicht Effig. Zwei Jahre später spielte Fred wirklich den Hamlet, und abermals lachte man sich halb tot über Fred. Denn er spielte Hamlet als Parodie, als Posse mit Gesang und Tanz in drei Akten.“

Die Mandoversee.
Novellette von Räte Lubowski.

Das diesjährige Manöver war entschieden das langweiligste, das der Oberleutnant Hans Riel während seiner bisherigen militärischen Laufbahn durchlebt hatte. Er war zwar durchaus keiner von denen, die gern einen Flirt treiben und noch lieber gebrochene Herzen zurücheln. Aber er hatte sich höchst zurückweise gerade von diesem Manöver etwas ganz Besonderes versprochen. Er stand am Ende der Zwanzig und war, Dank seinen vermögenden Eltern, in der angenehmen Lage, bei der Wahl seiner zukünftigen Gattin ganz nach Herzenslust zu verfahren. Er empfand denn auch den aufrichtigen Wunsch, dies möglichst bald zu thun.

Und nun waren die Feen der Mandoverzeit wie fortgeblasen. Er ruhte unter dichten Haselnußsträuchern in einer Hängematte und sah träge in den blauen Himmel hinein. Rechts und links auf dem grünen, kurzgehaltenen Rasen lagen ein paar Kameraden und thaten daselbe. Die Sonne blinzelte müde durch die Blätter, und seine weiße Sommerhose spannte sich von Akt zu Akt. — Plötzlich dehnte sich der Oberleutnant Riel und sprang mit einem süßen Sah aus dem elastischen Gebilde.

„Kinder, ich reite nach Budow über, wer will mit?“ „Was wollen Sie denn da, Menschenskind?“ fragte einer gähnend. „Bachmann hat mich doch gebeten, wenn ich in die Gegend käme, Grüße zu bestellen. Seine Jugendfreundin lebt da.“

„Sie bekamen bei diesen Worten ein ganz scharfes Gehör und helle Augen. „Jugendfreundin? Gewiß, da könnte man ja mitgehen.“ „Aber sie ist verlobt, Herrschaften.“ „Lange, enttäuschte Gesichter da unten.“ „Aber, dann reiten Sie gefälligst allein, Bester.“ „Schweifelbanke“, sagt Riel bitterböse. „Vielleicht ist aber noch eine Freundin, Base oder sonst was von ihr vorhanden.“ „Auf den Leim gehen wir nicht, Riel.“ „Bräute kann ich nicht vertragen“, gähnt ein junger Dachs gelangweilt. „Sie haben immer so etwas kolossal Untörperliches an sich. Ist der Proclamirte ihres Herzens zufällig da, fühlt man sich fürchterlich überflüssig, und ist er zufällig nicht da, möchte man ihnen aus Mitleid einen Groschen schenken.“ Riel giebt das Zureden resignirt auf und geht über den Rasen nach den Ställen hinüber. Eine halbe Stunde später reitet er quer über das Roggengestoppel, unter dem mit lustigen frischen Grün und zartrosa Blütenaugen die Serrabelle herauswächst, dem Wald entgegen, der wie ein dicker, dunkelblauer Strich die Ferne füllt. Nach einer Stunde kommt er an einen Kreuzweg, dessen einer Arm, auf einen tiefen Sandweg hinweisend, die Inschrift trägt: „Alt-Budow, 2 Kilometer.“ Mit stolzer Genugthuung über seine Findigkeit lenkt er zu dem losen Sand hinüber und läßt seinen schwarzen floß austraben. Das Herrenhaus in Alt-Budow liegt zwischen Birken und Tannen versteckt. Das freundliche Weiß des äußeren Anstrichs leuchtet verheißungsvoll durch die gelblich getönten und schwarzblauen Schleier. Hans Riel muß einige Mal vor der Freitreppe auf und nieder reiten, ehe sich ein dienbarer Geist sehen läßt. Endlich kommt er in Gestalt eines ältlichen Mädchens die Stufen herunter und fragt nach seinen Wünschen. „Sind die Herrschaften zu sprechen? Hier ist meine Karte. Ich wollte dem gnädigen Fräulein Grüße überbringen.“

Zehn Minuten später sieht er in einem der hellen urgemüthlichen Zimmer zwei Damen gegenüber. Die Alte trägt ein unmodernes schwarzes Seidentkleid und ein Spitzenhäubchen auf dem weißen Scheitel und die Junge den ganzen thaufrischen Reiz ihrer achtzehn Lenze. Hans Riel meint bei sich, daß er noch niemals so etwas Wunderbüchses gesehen habe, wie diese großen, verträumten Mädchenaugen unter dem fernbezeichneten Brauen. Mit bewunderndem Blick richtet er seinen Aufschlag aus.

„Scherzen Sie nicht. Um Gottes willen nicht. Sind Sie nicht Fräulein von Jagow auf Budow und mit dem Hauptmann Schletten vom 11. Infanterieregiment verlobt?“ — „Jetzt begreift sie endlich.“ „Nein, ich bin Urfel Pfannschmidt, Fräulein von Jagow wohnt auf Neu-Budow bei ihren Eltern. Budow ist nämlich vor sechs Monaten getheilt, und die Jagowsche Hälfte hat den Namen Neu-Budow erhalten.“ „Aber, Sie kennen doch Erich Bachmann“, sagt er in grenzenloser Verwirrung. „Gewiß. Sehr gut kenne ich ihn. Wir haben doch zusammen unter Großmutter's Regiment Tanzstunden gehabt.“

„Dann habe ich also ohne jegliche Befugniß Ihre Gastfreundschaft gesucht, Fräulein Urfel. Sind Sie... dem Zufall... sehr böse, daß er mich irrtümlich zu Ihnen gebracht hat?“ Sie sieht ihn erlich an. „Nein“, sagte sie leise, „gar nicht böse.“

Da nimmt er ihre Hände und hält sie fest. Sie aber reißt sich los und flüchtet in das Haus zur Großmutter. Hans Riel folgt ihr langsam mit pochendem Herzen und tiefer Dankbarkeit. Urfel hat schon mit fliegendem Athem die ganze Geschichte erzählt, als er von dem Mädchen in das Zimmer geleitet wird. Er hört, wie sie halb schelmisch, halb traurig sagt: „Großmutter, ich bin die falsche.“ — Da tonn er sich nicht länger bezwingen. Er tritt zu der alten Dame und sagt lebend: „Liebe gnädige Frau, sagen Sie Fräulein Urfel, daß sie trotzdem die richtige ist.“

Ihr Standpunkt.

Nach Tisch wollte Großmutter ihr Niderchen halten. Hans Riel war zartfühlend genug, dies als einen leisen Wink aufzufassen, daß der Zeitpunkt für seine Verabschiedung numehr gekommen sei. Aber die alte Dame meinte sehr bestimmt, daß es gegen die Budower Gastfreundschaft verstoße, ihn nach dem schweren Wein ohne ein Täßchen Kaffee fortzitreuen zu lassen. Fünfzehn Minuten brauche sie für ihre Siefta... keinen Augenblick länger. Inzwischen könne ihm Urfel die schönen Parkanlagen und das wirklich ausgezeichnete Pferdmaterial zeigen... In weiteren 15 Minuten stände dann der Wokka bereit.

„Li, Fräul'n, böö schöne Butettel.“ „An Urfettel wär mir lieber.“

Dieser lodenden Aussicht erfolgreich zu widerstehen, fühlte sich Riel nicht stark genug. Er schritt also an Urfels Seite den dichten Buchengang hinunter und zerbrach sich den Kopf, womit er am besten dieses schwiile Stillschweigen brechen könnte. Eine Budeder fiel ihm mit leifem Poltern auf die Mäße. Daß entricht ihm dem gefährlichen Zauber dieser stillen Minuten. Er nahm sich zusammen und fragte forciert lustig: „Haben Sie schon einmal etwas von der Mandoversee gehört, gnädiges Fräulein?“ — — — Sie schüttelte erröthend den Kopf und schlug die großen Augen zu Boden. Er kam sich plötzlich unfähig banal und albern vor. Er versuchte seine Unge-schicklichkeit wieder gutzumachen.

„Verzeihen Sie die dumme Frage. Meine Mutter hat mir nämlich, als ich noch die Tertia brühte, das Märchen von dieser lieblichen Dame in allen Auflagen erzählt... bis ich mir eingebildet habe, daß sie mir an solchem stillen, abgeklärten Herbsttag, wie heute, nothgedrungen begegnen müßte.“ — — — Sie erröthete noch tiefer.

„Aber... sie begegnete mir nicht... bis zum heutigen Tage.“ „Wie ein starker Strom, der sie zu einander riß, flog es zwischen ihnen hin und her.“ „Bis zum heutigen Tage“, hatte er gefagt. Er ward sich dieser neuen Unzartheit bewußt, sobald er sie ausgesprochen hatte. Er lächelte trampfhaft und brüst: „Wie glücklich muß doch Ihr Verlobter sein, daß er Sie so pünktlich angetroffen hat.“ — —

Sie sah erstaunt zu ihm auf. Ihm wollte es erscheinen, als ruhten hundert heimliche Fragen auf dem Grund ihrer klaren Augen. Er raffte sich gewaltsam zu der Frage empot, von der er hoffte, daß sie das Gefährliche dieser Stimmung nehmen würde. „Darf ich fragen, wann Ihre Vermählung stattfinden wird, gnädiges Fräulein?“

Bachmann sprach nämlich davon, daß sie nach dem Manöver stattfinden sollte, und daß er sich freuen würde, möglichst bald genau darüber orientirt zu sein... seines Urlaubs wegen.“ Ein schelmisches Lächeln buchst über ihr Gesicht. „Dann müßte... ich es jetzt... doch eigentlich auch schon wissen.“ „Ach, der Zeitpunkt ist also noch gar nicht festgelegt?“

„Wie sonderbar Sie fragen. Wer sollte denn so etwas über meinen Kopf hinaus bestimmen dürfen?“ „Nun, Ihr Herr Verlobter.“ „Aber ich habe doch gar keinen Verlobten.“ „Scherzen Sie nicht. Um Gottes willen nicht. Sind Sie nicht Fräulein von Jagow auf Budow und mit dem Hauptmann Schletten vom 11. Infanterieregiment verlobt?“ — —

„Jetzt begreift sie endlich.“ „Nein, ich bin Urfel Pfannschmidt, Fräulein von Jagow wohnt auf Neu-Budow bei ihren Eltern. Budow ist nämlich vor sechs Monaten getheilt, und die Jagowsche Hälfte hat den Namen Neu-Budow erhalten.“ „Aber, Sie kennen doch Erich Bachmann“, sagt er in grenzenloser Verwirrung. „Gewiß. Sehr gut kenne ich ihn. Wir haben doch zusammen unter Großmutter's Regiment Tanzstunden gehabt.“

„Dann habe ich also ohne jegliche Befugniß Ihre Gastfreundschaft gesucht, Fräulein Urfel. Sind Sie... dem Zufall... sehr böse, daß er mich irrtümlich zu Ihnen gebracht hat?“ Sie sieht ihn erlich an. „Nein“, sagte sie leise, „gar nicht böse.“

Da nimmt er ihre Hände und hält sie fest. Sie aber reißt sich los und flüchtet in das Haus zur Großmutter. Hans Riel folgt ihr langsam mit pochendem Herzen und tiefer Dankbarkeit. Urfel hat schon mit fliegendem Athem die ganze Geschichte erzählt, als er von dem Mädchen in das Zimmer geleitet wird. Er hört, wie sie halb schelmisch, halb traurig sagt: „Großmutter, ich bin die falsche.“ — Da tonn er sich nicht länger bezwingen. Er tritt zu der alten Dame und sagt lebend: „Liebe gnädige Frau, sagen Sie Fräulein Urfel, daß sie trotzdem die richtige ist.“

Ihr Standpunkt.

